

Die Spätphase der liberalen Demokratie?

Alexander Schwittek

Seit rund einem Jahrzehnt gehört die Diagnose einer Krise der liberalen Demokratie zum festen Repertoire öffentlicher und politikwissenschaftlicher Debatten. Spätestens seit Donald Trumps erster Wahl und dem Brexit stapeln sich Beiträge im fatalistischen Sound des Niedergangs. Schon ihre Titel sprechen Bände: *Wie Demokratien sterben*¹, *Die demokratische Regression*², *Demokratiedämmung*.³ Der Büchermarkt für demokratische Krisendiagnosen wirkt mittlerweile übersättigt und die Debatte zunehmend erschöpft. Oft werden nur noch altbekannte Argumente variiert, ohne neue Impulse zu setzen. Wie die Krise selbst ohne absehbaren Endpunkt fortbesteht, so scheinen auch ihre Diagnostiker gewillt, den Zustand permanenter Alarmbereitschaft aufrechtzuerhalten. Je routinierter die Warnungen jedoch vorgetragen werden, desto weniger scheinen sie zur Klärung der Situation beizutragen. Der Zustand ununterbrochener Alarmbereitschaft hat selbst etwas Stabilisierendes angenommen: Er bewirtschaftet den Diskurs, ohne den politischen Trend umzukehren. Im Gegenteil: Der Stimmenanteil antidemokratischer und illiberaler Parteien wächst nach jeder Wahl weiter.

-
- 1 Levitsky, Steven und Ziblatt, Daniel (2019): *Wie Demokratien sterben*. München: DVA.
 - 2 Schäfer, Armin und Zürn, Michael (2021): *Die demokratische Regression*. Berlin: Suhrkamp.
 - 3 Selk, Veith (2023): *Demokratiedämmung. Eine Kritik der Demokratietheorie*. Berlin: Suhrkamp.

Folgt man den gängigen Krisenanalysen, entspringt die Gefährdung der liberalen Demokratie vor allem ihrem Inneren. Es sind antilibérale Kräfte und ihre populistischen Führungsfiguren, die wachsende Teile des Elektorats gegen die liberal-demokratische Ordnung mobilisieren. Demgegenüber wirken die Institutionen, Ideen und gesellschaftlichen Funktionseliten des Liberalismus vielerorts ermattet und defensiv. Viele Liberale kämpfen derzeit Rückzugsschlachten mit erheblichen Bodenverlusten: zentrale emanzipatorische Errungenschaften der liberalen Moderne werden schrittweise demontiert.

Der Blick dieses Essays richtet sich jedoch bewusst nicht auf die erklärten Feinde der liberalen Demokratie, sondern auf uns selbst: auf die politischen, akademischen und intellektuellen Milieus, die den Liberalismus verteidigen wollen. Denn gerade hier offenbart sich häufig eine eigentümliche, ja fatale Mischung aus normativer Selbstgewissheit bei gleichzeitiger analytischer wie praktisch-politischer Ratlosigkeit. Die zentrale Frage ist daher nicht mehr, ob sich die liberale Demokratie in einer Krise befindet, sondern ob wir bereit und fähig sind, die Ursachen dieser Krise auch in den eigenen Denkstilen, Selbstbeschreibungen und Handlungsroutrinen aufzuspüren. Dabei geht es nicht um liberale Selbstgeißelung, aber sehr wohl um ein Bewusstsein für die eigene Verstrickung in die Krise, die wir beobachten.

Aus dieser Perspektive lautet meine These: Die Krise der liberalen Demokratie ist kein vorübergehender Ausnahmezustand. Sie verweist vielmehr auf eine mögliche Spätphase dieser Ordnung, eine Phase, in der ihre inneren Widersprüche offen zutage treten und sie ohne grundlegende Selbstkorrektur Gefahr läuft, historisch zu werden. Die leitenden Fragen dieses Essays lauten daher: Befinden wir uns bereits in einer solchen Spätphase der liberalen Demokratie? Welche strukturellen, materiellen und kulturellen Voraussetzungen haben zu dieser Situation geführt? Und welches Umdenken wäre notwendig, um den Niedergang abzuwenden, bevor er unumkehrbar wird?

Vom Gipfel zur Ebene: Der Liberalismus nach 1990

Wie konnte es überhaupt so weit kommen, dass wir solche Fragen verhandeln? Hatten wir die beste aller möglichen Welten nicht schon erreicht? Francis Fukuyamas »Ende der Geschichte« wurde oft als ein *happy end* vorgestellt. Es war aber als eine Warnung gedacht, an eine Gesellschaft, deren *telos* scheinbar erreicht war. Die neue Gefahr für die liberale Ordnung liegt nach Fukuyama nicht mehr in ihrem äußeren, sondern in ihrem vermeintlichen Sieg. Eine Gesellschaft, die nur noch konsumiert, kommuniziert und kooperiert, kennt – wie Nietzsches »letzter Mensch« – keine höheren Ziele mehr.⁴ Damit aber provoziert die liberale Ordnung die Rückkehr des *thymos*, jenes Bedürfnisses nach Anerkennung und Kampf, das sie selbst nicht stillen kann. Nach dem Ende der großen Erzählungen entstehen, so Fukuyama, neue, oft destruktive Formen der Selbstbehauptung. Das Brecht'sche Wort »Die Mühen der Berge haben wir hinter uns. Vor uns liegen die Mühen der Ebene« schien dementsprechend auf den Liberalismus nach 1990 besonders zuzutreffen. Der ideologische Gipfel war erklommen, der Systemkonflikt entschieden. Doch in diesem Augenblick begann die stille, ermüdende Anstrengung, die Ordnung der Freiheit auszubauen und zu bewahren, ohne einen Feind als klare Kontrastfolie. Wie sich mit den postkommunistischen Erbfolgekriegen, dem Völkermord in Ruanda und spätestens mit 9/11 zeigte, sind die Mühen der Ebene nicht weniger fordernd als die der Berge. Sie sind nur zäher und moralisch diffuser.

Der Glaube jedenfalls, die großen Kämpfe seien ausgefochten und die Ideologien überwunden, hat die Sehnsucht bei vielen hinterlassen, zu jenem imaginierten Endzustand zurückzukehren. Wir waren schon so herrlich weit bis an die Schwelle zum liberalen »Reich der Freiheit« gekommen. Eigentlich brauchten wir nur noch etwas Geduld, bis die unsichtbare Hand des Marktes und die

4 Nota bene: Im Titel der deutschen Ausgabe fehlt bis heute die im englischen Originaltitel enthaltene Anspielung auf Nietzsches »letzten Menschen«, Fukuyama, Francis (2022): Das Ende der Geschichte. Hamburg: Hoffmann und Campe.

sichtbare Hand der Demokratie ihre Segnungen weltweit etablieren würden. Den lästigen Rest – Klimakrise, Armut, Terrorismus und regionale Konflikte – glaubten wir systemintern durch kosmetische Korrekturen beseitigen zu können. In diesem Denken präsentiert sich Geschichte nicht mehr als ein offener Prozess, sondern als etwas, das idealerweise eingefroren gehört. Die Zukunft wird zum Zerrbild einer in die Ewigkeit verlängerten Vergangenheit, die als Norm und Finale deklariert wurde. Das liberale Skript, eine Mischung aus menschenrechtlichem Individualismus, repräsentativer Demokratie, Marktlogik und technokratischer Verwaltungsvernunft, sei zwar nicht perfekt, aber alternativlos und müsse deshalb kompromisslos verteidigt werden. Dieses liberale Ensemble brauchte neben seiner weltweiten Implementierung nur noch ein wenig Feinjustierung und Selbstoptimierung.

Aber dann kamen die Populisten und haben uns kurz vor dem Ziel den Boden unter den Füßen weggezogen. In manchen liberalen Analysen der Krise der liberalen Demokratie erscheint der Populismus nahezu wie eine *Deus-ex-machina*-Schöpfung. Auf einmal schwebte er auf die weltgesellschaftliche Bühne und zerstörte das fast fertige Paradies. Dass aber die liberale Ordnung selbst die Populisten hat heranwachsen lassen, wird zu selten gesehen. Als ob ökonomische Deprivation durch Globalisierung, Finanzkrise und Klimakrise exogene Schocks wären und nicht vielmehr endogene Entwicklungen. Die von diesen Krisen und globalen Trends hart getroffenen Bevölkerungsschichten sind zu Brutstätten für jene geworden, die den liberalen Konsens nicht mehr mittragen. Die antiliberalen Revolte und ihre populistischen Protagonisten sind keine Fremdkörper, sondern Kinder des Systems. Ihr Aufstieg markiert den Moment, in dem die liberalen Verheißungen von Demokratie und Marktwirtschaft auf ihre Schattenseiten prallen: den Verlust ökonomischer Sicherheit, kultureller Zugehörigkeit und sozialer Bindung.

Gegenwärtig hoffen viele Liberale in unseren Reihen, den *Status quo ante* wiederherstellen zu können. In der Retrospektive erscheinen die langen 1990er Jahre als friedliche Zeiten, in denen die innenpolitische Sorge vor allem der postdemokratischen Entleerung

politischer Teilhabe und einer schwindenden Wahlbeteiligung galt.⁵ Inmitten der zweiten Amtszeit Donald Trumps und der Wahlerfolge seiner zahllosen Epigonen auf dem europäischen Kontinent wächst die liberale Nostalgie Tag für Tag. Eine liberalere, freiere und gerechtere Zukunft scheint aus der zeitgenössischen liberalen Perspektive nicht mehr vorstellbar, geschweige denn politisch erreichbar. Die als glücklich verklärte Vergangenheit kolonisiert die Gegenwart und nährt die Angst vor einer schlechteren Zukunft. Der Liberalismus, der doch untrennbar mit der aufklärerischen Geschichtsphilosophie des Fortschritts verschmolzen sein sollte, wirkt heute eher wie ein konservatives Fossil der Fortschrittsverweigerung.

Gefangene der eigenen Alternativlosigkeit

Dabei scheint heute ein erheblicher Teil der liberalen Intelligenzija in den Fesseln eines liberalen Realismus gefangen zu sein. Der Begriff des liberalen Realismus lässt sich komplementär zu dem von Mark Fisher beschriebenen kapitalistischen Realismus verstehen.⁶ Während Fisher konstatiert, dass es heute »leichter ist, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus«, behauptet der liberale Realismus mit ähnlicher ideologischer Wucht, dass es keine vorstellbare Alternative zum Ensemble liberaler Institutionen gebe. Beide fungieren als hegemoniale Deutungsrahmen, die das bestehende System nicht nur legitimieren, sondern als natürliche Ordnung der Dinge erscheinen lassen. Während im kapitalistischen Realismus der Markt als einzig denkbare Form wirtschaftlicher Organisation gilt, funktioniert der liberale Realismus nach einem ganz ähnlichen Muster: Die liberale Demokratie wird nicht nur bevorzugt, sondern als zivilisatorisch höchste und geschichtsphilosophisch zwangsläufige politische Ordnung verstanden.

5 Pars pro toto: »Auch wenn die Demokratie nicht tot ist, die Parlamente sind es sicherlich«. In: Dahrendorf, Ralf (2002): Die Krisen der Demokratie. Ein Gespräch. München: C.H. Beck, S. 72.

6 Fisher, Mark (2017): Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Hamburg: VSA Verlag.

Die spezifische Differenz zwischen den beiden Konzepten liegt aber darin, dass ein Ende des Kapitalismus vielleicht unvorstellbar geworden ist, ein Ende der liberalen Demokratie hingegen sehr wohl. In diesem Sinne sind wir nach wie vor in der Fukuyama-Welt verwurzelt. Dies gilt gleichermaßen für konservative Liberale des Kalten Krieges wie für die linken Dritter-Weg-Liberalen. Sie lächeln vielleicht abschätzig über Fukuyamas vulgärhegelianische Geschichtsphilosophie, schmuggeln aber unterschwellig immer wieder seine ursprüngliche These des Endes der Geschichte in Demokratie und Marktwirtschaft in die eigene Analyse. Anstatt berechtigte Kritik an der evidenten Dysfunktionalität des liberalen Skripts als Chance zur Selbstreflexion zu begreifen, verfallen wir Liberale oft in eine konservative Wagenburgmentalität. Kritik wird häufig pauschal delegitimiert oder pathologisiert. Was nicht im Horizont des Bestehenden liegt, gilt als naiv, gefährlich oder irrational. Als liberale Realisten sind wir selbstverständlich unideologisch, die vernünftige Mitte, und repräsentieren die einzig mögliche Ordnung in Anbetracht der Krisensymptome. Sowohl normativ als auch diagnostisch sehen wir uns im Recht. Dass die schwindende Zustimmung vieler Bürgerinnen und Bürger zum real existierenden Liberalismus ursächlich mit der ökonomischen und sozialen Stagnation sowie dem verbreiteten Gefühl verbunden ist, in einer »Abstiegsgesellschaft« zu leben, wird innerhalb liberaler Diskurse bislang zu selten angemessen reflektiert.⁷ Stattdessen flüchten wir uns zu oft in einen bequemen »Slop-Liberalismus«, der uns einredet, es reiche aus, unsere Werte brav vorzuleben, um die gesellschaftliche Entwicklung schon irgendwie wieder in die richtige Richtung zu drücken.⁸ Angesichts dieser weit verbreiteten liberalen Verweigerungshaltung, die eigenen Grundlagen zu reflektieren, befinden wir uns, wie Oliver Weber aufzeigt, ähnlich wie die

7 Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin: Suhrkamp.

8 Schwitteck, Alexander (2025): Wider den Slop-Liberalismus. In: aevum, Ausgabe 1, S. 8–10, »<https://www.aevumquarterly.de/alexander-schwitteck-wider-den-slop-liberalismus/>« (Letzter Zugriff: 05.12.2025).

politische Elite der römischen Republik in einer Art »Krise ohne Alternative«.⁹

Die römische Lektion: Die Vorgeschichte des Endes als Warnung

Die erhellende Gegenüberstellung der heutigen politischen Situation mit der Spätphase der römischen Republik ermöglicht eine reflektierte Auseinandersetzung mit den Mustern politischer Desintegration, der Rolle charismatischer Führerfiguren und der schleichenden Erosion von Stabilität und Vertrauen in politische Institutionen. Die tiefere Tragik des Vergleichs offenbart sich aber nicht im Aufstieg cäsarischer Figuren, sondern in den Parallelen der intellektuellen und pragmatischen Impotenz der republikanischen Funktionseliten beider Ordnungen. Die »letzte Generation« der römischen Republik war unfähig, auf die lange gewachsenen politisch-institutionellen und sozioökonomischen Probleme mit Strukturreformen zu reagieren, und verschärfte durch das starre Festhalten an den *mos maiorum*, den Sitten der Väter, die Krise nur noch weiter.¹⁰ Zu diesen Problemen gehörten die immer wieder scheiternden Landreformen, die die wachsende Kluft zwischen verarmtem Plebs und wohlhabender *nobilitas* abmildern sollten, die Überdehnung des Reiches, dessen militärische und administrative Kontrolle zunehmend schwieriger wurde, sowie die Tatsache, dass die Institutionen der *res publica* weiterhin nach den Maßstäben eines Stadtstaates funktionierten, obwohl Rom längst ein Weltreich mit komplexen Provinzverwaltungen und neuen Loyalitätsbindungen zu bewältigen hatte. Angesichts dieser strukturellen Probleme könnte man annehmen, dass der Untergang der römischen Republik unausweichlich gewesen sei. Indessen war er es nicht. Historische Situationen sind immer kontingent. Politische Ordnungen brechen

9 Weber, Oliver (2024): Krise ohne Alternative. In: Merkur, Heft 905.

10 Hölkeskamp, Karl-Joachim (2009): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die »letzte Generation« der römischen Republik. Berlin: de Gruyter.

nicht aus innerer Notwendigkeit zusammen, sondern sind in prinzipiell veränderbaren Konstellationen verfasst.

Deshalb ist die Vorgeschichte des Endes der römischen Republik lehrreich für die Gegenwart. Der hilflos moralisierende Blick auf die heutigen cäsarischen Figuren macht uns blind für die wesentliche Frage, nämlich was wir als Republikaner anders machen können. Historiker operieren ungern im Irrealis, aber für unsere Zwecke liegt genau in dieser Spekulation das produktive Element des Vergleichs. Der strukturelle Reformbedarf wird zwar auch heute vielfach erkannt, doch bleiben wir ähnlich unfähig, etwa auf sozioökonomische Problemlagen mit institutioneller und reformerischer Tatkraft zu reagieren. Zu oft verbleiben wir im Modus der technokratischen Selbstverwaltung. Hier zeigt sich erneut das Grundproblem des liberalen Realismus: die Unfähigkeit, den eigenen Möglichkeitsraum zu überschreiten. Diese Unfähigkeit spiegelt die Blindheit und Trägheit der römischen Senatoren, sich auf die Krise einzustellen, und ist ein Hinweis auf unsere eigene Selbstblockade.

Diese kommt insbesondere dann zum Vorschein, wenn man wahrnimmt, wie erwartbar und routiniert die Positionen der gesellschaftlichen und politischen Akteure zu ihren jeweiligen Bezugsproblemen sind. Wie einem Drehbuch folgend, oszillieren viele Debatten weiterhin zwischen der unterkomplexen Binarität von »mehr« oder »weniger« Staatstätigkeit. Ein Paradebeispiel, wie der Rahmen der Krise von beiden Seiten einer liberal-konservativen und einer links-liberalen Position nicht verlassen werden kann. Jeder darf dabei auf seinen bequemen Stühlen sitzen bleiben. Politische Debatten werden daher oft noch so geführt, als ob wir uns immer noch in der klassischen Industriegesellschaft befinden. Politische Programme für Digitalisierung, Klimakrise oder Migration wirken deshalb zunehmend antiquiert. Sie passen nicht zu den gegenwärtigen Problemlagen, sehr wohl aber zu der eigenen politischen Farbenlehre.

Aufgrund der geringen Kraft des konventionellen Werkzeugkastens liberaler Demokratien, Antworten auf aktuelle Problemlagen zu liefern, öffnen sich Räume für nicht-liberale Alternativen. Weltweite Beispiele illiberaler Demokratien oder autoritärer

Regime mit marktwirtschaftlicher Effizienz und weitreichenden Konsumfreiheiten zeigen, dass eine Mehrheit der Bevölkerung durchaus bereit ist, politische Freiheit gegen Stabilität, Wohlstand oder Sicherheit einzutauschen. Die Output-Dimension politischer Legitimität und ihrer Stabilisierungsfunktion ist nicht zu unterschätzen. Zu der »Krise ohne Alternative« der Funktionselite gesellt sich daher auch eine »Krise durch Alternative«.¹¹ Wahlkämpfe demokratischer Parteien, die im Modus des »mit denen wird es noch schlechter« operieren, mögen kurzfristige Wahlerfolge bescheren, aber mittel- und langfristig wird dies nicht ausreichen, um liberal-demokratische Mehrheiten und damit die *libera res publica* zu sichern. Es droht das Schicksal, in »Alternativlosigkeit zu sterben«.¹² Zwar sind die weltweit erprobten Alternativen zum »liberalen Skript« aus vielen Gründen (noch) nicht »reisefähig«, aber sie sind eine Erinnerung daran, wie prekär die eigene Lebensform im Weltmaßstab ist.¹³

Wehrhaftigkeit durch Selbstkorrektur

Der Horizont möglicher Antworten auf die Frage nach der Wehrhaftigkeit der liberalen Demokratie beginnt womöglich genau dort, wo sie am meisten schmerzt: in der Erkenntnis, dass diese Ordnung auf eigentümliche Weise in ihre eigene Krise verstrickt ist und wir selbst Teil davon sind. Sie taumelt nicht nur, weil andere sie stoßen, sondern weil wir über unsere eigenen Füße stolpern. Es wäre ein Akt liberaler Selbstbefreiung, diese Verstrickung nicht länger zu leugnen. Wer den Liberalismus heute ernst nimmt

-
- 11 Linke, Bernhard (2015): Die römische Republik von den Gracchen bis Sulla. Darmstadt: wbg Academic.
 - 12 Tibes, Otmar (2024): In Alternativlosigkeit sterben. In: Politik&Ökonomie, »<https://politischeoekonomie.com/in-alternativlosigkeit-sterben/>« (Letzter Zugriff: 05.08.2025).
 - 13 Zürn, Michael und Stiller, Fritjof (2024): Die notwendige Selbsttransformation des liberalen Skripts. In: Zürn, Michael (Hg.), Zur Kritik des liberalen Skripts. Baden-Baden: Nomos, S. 378–404.

und sein emanzipatorisches Erbe und Potenzial bewahren und weiterentwickeln will, darf ihn nicht als abgeschlossenes Kapitel betrachten. Vielmehr ist er ein Projekt im Modus der ständigen Selbstkorrektur.¹⁴

Wenn die oben entwickelte Krisendiagnose stimmt, darf die Antwort nicht bloß institutionell ausfallen. Sie muss materiell und kulturell ansetzen. Dabei muss das erste Etappenziel sein, das »Reich des kleineren Übels«¹⁵ zu verlassen und die selbstberuhigende Demokratiefolklore à la »Wir Demokraten müssen zusammenstehen« hinter uns zu lassen. Entscheidend ist, dass eine neue liberale Perspektive nicht in der veralteten Gegenüberstellung von politischer Steuerung und marktwirtschaftlicher Dynamik stecken bleibt, sondern ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass diese trotz des zwischen ihnen bestehenden Spannungsverhältnisses einander nicht ausschließen, sondern sich in einem immer wieder neu auszubalancierenden Verhältnis gegenseitig ergänzen und verbessern.

Ezra Klein und Derek Thompson haben in ihrem Werk *Abundance* kürzlich einen Weg aufgezeigt, der aus diesen falschen Alternativen herausführt. Sie fordern eine Politik, die nicht nur auf den Erhalt des Status quo setzt, sondern aktiv eine Welt des Überflusses schafft: bezahlbarer Wohnraum, klimafreundliche Energie, funktionierende Infrastruktur, Forschung und Innovation in großem Maßstab. Es ist ein Plädoyer für einen Liberalismus, der wieder baut, statt nur zu verwalten und zu flicken; der gestaltet, statt lediglich zu reagieren.¹⁶

Die »Abundance«-Agenda will unsere Denkblockaden lösen. Sie plädiert für intelligente Steuerung: Regeln, die Innovation ermöglichen, statt sie zu verhindern; staatliche Investitionen, die

14 Kolev, Stefan (2022): Giftschränker oder Schatztruhe? Warum jede Generation ihren eigenen Neoliberalismus benötigt. In: Fücks, Ralf und Manthe, Rainald (Hg.), *Liberalismus neu denken*. Bielefeld: transcript.

15 Michéa, Jean-Claude (2016): *Das Reich des kleineren Übels. Über die liberale Gesellschaft*. Berlin: Matthes und Seitz.

16 Klein, Ezra und Thompson, Derek (2025): *Abundance*. New York: Simon and Schuster, aber auch bereits bei Fücks, Ralf (2013): *Intelligent wachsen – Die grüne Revolution*. München: Carl Hanser.

private Kreativität freisetzen, statt sie zu ersticken. Dabei geht es nicht um das blinde Fortschrittsversprechen, sondern um eine kluge Kombination aus staatlicher Steuerung und marktwirtschaftlicher Kreativität, die aber neben diesem Schlüsselverhältnis auch mit rechtlicher Normativität, ästhetischen Ausdrucksformen, wissenschaftlichen Erkenntnisprozessen und pädagogischen Vermittlungsweisen rechnet.

»Deliverism« allein wird aber nicht ausreichen.¹⁷ Zu einer Politik der Vernunft muss sich auch eine Politik des Herzens gesellen, die wir Liberale zu selten bewirtschaften. Zu der Staatskunst muss also als mindestens gleichwertiges politisches Projekt das treten, was der Philosoph Alexandre Lefebvre »Soulcraft« nennt – auf Deutsch etwa Seelenkunst. Diese betreiben die illiberalen Konkurrenten der liberalen Lebensform *par excellence*.¹⁸ Sie bieten dichte Vorstellungen eines guten Lebens und vertreten sie offensiv – sei es der amerikanische Postliberalismus, der Gemeinschaft und traditionelle Werte des Christentums betont, islamische Vorstellungen eines guten Lebens, die religiöse Pflichten und ethische Prinzipien in den Mittelpunkt stellen, oder konfuzianische Lebensmodelle, die Harmonie, soziale Verantwortung und moralische Bildung in den Vordergrund rücken.

Der Liberalismus als Lebensform, »as a way of life«, darf Lefebvre zufolge nicht mit normativer Beliebigkeit gleichgesetzt werden, sondern er stellt vielmehr die grundlegenden Voraussetzungen dafür bereit, dass Individuen ihr je eigenes Verständnis von Glück und gelingendem Leben verfolgen können.¹⁹ Er basiert auf einem Wertegerüst und Tugenden, zu denen insbesondere eine auf Respekt gegründete Toleranz, Großzügigkeit sowie die Anerkennung pluraler Lebensentwürfe zählen. Diese zielen

17 Bhargava, Deepak et al. (2023): The Death of »Deliverism« Economic policy success isn't enough. We need a more holistic approach to addressing people's fears and anxieties, »<https://democracyjournal.org/arguments/the-death-of-deliverism/>« (Letzter Zugriff: 10.09.2025).

18 Lefebvre, Alexandre (2024): From Statescraft to Soulcraft, »<https://www.emamag.com/from-statecraft-to-soulcraft/>« (Letzter Zugriff: 10.09.2025).

19 Lefebvre, Alexandre (2024): Liberalism as a Way of Life. Princeton: Princeton University Press.

jedoch nicht darauf ab, konkrete Vorstellungen des guten Lebens vorzuschreiben; vielmehr definieren sie jene institutionellen und kulturellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer unterschiedliche Vorstellungen vom guten Leben koexistieren können. Gerade diese prinzipielle Offenheit begründet die anhaltende normative Attraktivität liberaler Ordnungen im Weltmaßstab. Liberale Demokratien fungieren weiterhin als Sehnsuchtsort: für Menschen, die aufgrund ihrer Religion, ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung Verfolgung erfahren, ebenso wie für jene, die aus ökonomischen Motiven nach verbesserten Lebens- und Entfaltungschancen suchen. Seine Strahlkraft speist sich somit nicht aus inhaltlicher Vorgabe, sondern aus der Garantie von Freiheitsräumen.

Die Aufgabe der liberalen Seelenkunst, also die Kultivierung der liberalen Tugenden, tritt neben die politische, ökonomische und verwaltungstechnische Staatskunst und bildet die Zwillingaufgabe für eine liberale Metapolitik. Ohne diese drohen wir uns von den Angeboten autoritärer oder illiberaler Gegenentwürfe treiben zu lassen, anstatt selbst neue Horizonte zu eröffnen. Der Aufstand der Lebenswelt lässt sich jedenfalls nicht allein auf der Ebene der Staatskunst lösen.

Durch die Kombination aus Staatskunst und Seelenkunst könnte die »notwendige Selbsttransformation des liberalen Skripts« gelingen.²⁰ Es wäre nicht weniger als eine echte Freiheitsgeste, wenn wir Liberale unsere eigenen Widersprüche nicht kaschieren, sondern sie zur Sprache bringen. Dies schafft eine Offenheit, die uns aus der falschen Alternativlosigkeit herausführt. Nur so kann sich der Liberalismus daran erinnern, dass er eine schöpferische progressive Idee ist, die in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit seine Kategorien für die jeweilige Gegenwart neu gewinnt. Das liberale Skript ist nicht in Stein gemeißelt. Gelingt uns diese Herkulesaufgabe, so wird man die Gegenwart nicht als Spätphase der liberalen Demokratie erinnern, sondern als jene Periode, in der

20 Zürn, Michael und Stiller, Fritjof (2024): Die notwendige Selbsttransformation des liberalen Skripts. In: Zürn, Michael (Hg.), *Zur Kritik des liberalen Skripts*, Baden-Baden: Nomos, Sonderband 42, S. 378–404.

der Angriff der Illiberalität abgewehrt und der demokratische Geist erneuert wurde.